Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

24 (15.6.1855) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

UnterhaltungsBlatt des Schwarzwälder Boten.

№ 24. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 15. Juni 1855.

Marie.
(Fortsezung.)

Der Geistliche antwortete, man hoffe, der König werde den Prinzen begnadigen. Katt schien durch diese Hoffnung sehr gestärkt. Als ihn der Geistliche verließ, forderte er Schreibzeug, um seinen lezten Willen niederzuschreiben; dann schrieb er einen Abschiedsbrief an seine Eltern und einen an den Kronprinzen, dem er Alle empfahl, die ihm theuer waren; auch Marie's war in diesem Briefe gedacht, denn ihr Schicksal, das er in seinem Kerker vernommen hatte, verbitterte um Vieles das ihm zugefallene Todesloos. Der Vorwurf, daß er der erste Veranlasser ihres Unglücks sei, schnitt tief in seine Seele, und oft mußte er im Schreiben inne halten, um seinem gramerfüllten Herzen Luft zu machen.

Es war tief in der Nacht, als er seine lezte Arbeit vollendet hatte, dann warf er sich auf die Knie, betete lange und heiß und sank endlich mit beruhigtem Gemüth auf sein Lager, wo ein kurzer Schlummer ihn allmählig überkam. Kaum berührten die ersten Morgenstrahlen seine Kerkerwand, als der Geistliche wieder in sein dämmerndes Gemach trat und ihn aufforderte, sich zur Reise nach Küstrin anzuschicken. Katt gehorchte. Ein vor dem Gefängniß haltender Wagen nahm ihn auf, und der Geistliche, der den Auftrag hatte, ihn zu begleiten, sezte sich neben ihn. Ihm übergab Katt seine Papiere, und mit gefaßter Seele sah er Stunde um Stunde verlaufen, bis der lezte Weg zurückgelegt war. —

Friedrich hatte von jenen Vorgängen Nichts vernommen. Ungeduldig harrte er der Entscheidung seines Schicksals, da trat, zu ungewohnter Stunde, ein Offizier, von einigen Soldaten begleitet, in sein Gefängniß.

„Was bringen Sie?" fragte der Prinz befremdet.

„Ich habe den Befehl," antwortete der Offizier, „Eure Königliche Hoheit an jenes Fenster zu führen."

„Wozu? was soll das?" fragte der Prinz, betroffen über die Bewegung, welche sich in dem Gesicht und in der Stimme des Offiziers kund gab.

„Haben Sie die Gnade, mein Prinz, sich den Befehlen des Königs zu fügen," wiederholte der junge Mann mit noch stärkerer Erregung.

Der Prinz stand auf und trat an das von dem Offizier geöffnete Fenster; aber wie ein zerschmetternder Blizstrahl traf ihn der Anblick, der ihm dort bereitet war.

In einem von Soldaten geschlossenen Kreise kniete sein Freund Katt auf einem Sandhügel, vor ihm stand der Nachrichter, in der Hand das blinkende Schwert haltend, das dieß edle Leben zerstören sollte.

„Katt! Katt!" rief der Prinz ausser sich, „so sehe ich Sie wieder? Ich bin an Ihrem Tode Schuld, können Sie mir verzeihen?"

„Beruhigen Sie sich, mein Prinz!" rief ihm Katt zu; „ich sterbe ruhig, und würde mein Leben noch tausend Mal für Sie hingeben! Gedenken Sie meiner und seien Sie glücklicher, als bis jezt."

Schnell und mit fester Hand band er selbst das Tuch um seine Augen, gab dem Nachrichter einen Wink und empfing den Todesstreich.

Der Prinz lag in tiefer Ohnmacht. Die Bemühungen des Offiziers, der ihn in seinen Armen hielt, riefen ihn nur auf wenige Augenblicke in's Bewußtseyn zurück, eine zweite, eine dritte Ohnmacht folgten der ersten. So verging mehr als eine Stunde. Als endlich seine Lebensgeister völlig zurückkehrten, sah er den Geistlichen, welcher Katt zum Tode geleitet hatte, neben sich stehen. Er brachte ihm den Brief und die lezten Grüße seines Freundes. Es dauerte lange, ehe Friedrich im Stande war, den Inhalt des Briefes im Zusammenhang zu lesen; zum ersten Male schienen die Kraft und der Muth dieses seltenen Geistes gebrochen; aber allmählig wich die Betäubung, welche seine Sinne fesselte, und seine starke Seele, muthig den Schmerz bekämpfend, gewann endlich die ihr nöthige Fassung.

Die Unterhaltung mit dem Geistlichen wirkte wohlthätig auf den Prinzen, und des Freundes Tod stimmte die scharf gespannten Saiten seines Gemüths weicher und milder. Zum ersten Male fühlte er sich zur Nachgiebigkeit gegen seinen Vater geneigt, und entließ endlich den Geistlichen mit dem Wunsche seiner öfteren Besuche.

Der würdige Mann erschien auch wirklich regelmäßig jeden Tag im Gefängnisse des Prinzen, zu ihm gesellte sich der edle Kommandant der Festung, der sich durch einen verborgenen Gang mit dem Prinzen in Verbindung zu sezen wußte. Beiden Männern gelang es endlich, den Sohn dem Vater näher zu bringen und die lange entfremdeten Herzen zu versöhnen.

Der Prinz ward begnadigt und in Freiheit gesezt, bekam aber vom Könige die Weisung, noch eine Zeit lang in Küstrin zu bleiben. Erst nach zwei Jahren ward ihm gestattet, an den Hof zurückzukehren.

* * *

Zehn Jahre waren seit diesem unglücklichen Ereigniß vergangen, als sich mehrere Reisende in dem Wirthshause des — — — schen Städtchens W. versammelt fanden. Um den Wirthstisch sizend, hatten sie Vielerlei munter durcheinander geschwazt und dem Glase dabei fleißig zugesprochen. Nur Einer in der Gesellschaft war während der ganzen Unterhaltung stumm geblieben. Es war ein wohlgekleideter Mann von gutem Ansehen und gebildetem Anstande, nur ein Zug von Trübsinn verdüsterte sein übrigens angenehmes Gesicht. Er saß in sich gekehrt da, aß wenig und sein volles Glas stand fast unberührt vor ihm. Ihm schräg gegenüber saß ein kleiner Mann in etwas abgetragener Kleidung, der, während er frohen Muthes ein Glas nach dem andern leerte, den tiefsinnigen Fremden scharf in's Auge faßte, der seinerseits gar nicht auf ihn achtete. Als die Mahlzeit beendet war und einige der Gäste aufstanden, rückte das kleine Männchen dem Unbekannten näher und suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, wobei sich dieser aber sehr einsilbig zeigte.

„Ich weiß nicht, ob ich mich irre," begann endlich der Kleine, „aber es kommt mir vor, mein Herr, als träfen wir nicht das erste Mal zusammen."

Der ernste Fremde sah ihn an und antwortete: „Wohl möglich, doch erinnere ich mich nicht —"

„Reisten Sie nicht," fragte Jener, „vor ungefähr zehn Jahren mit dem Postwagen von *** nach Potsdam?"

„Ganz recht!" war die Antwort.

„Nun wohl," versezte der kleine Mann, „erinnern Sie sich nicht mehr Ihrer damaligen Reisegesellschaft?"

Der Fremde seufzte tief auf. „Nur noch einer Person derselben, die andern hat mein Gedächtniß nicht bewahrt."

„Nun, einer der Andern war ich," sprach der kleine Unbekannte, welcher der Tanzmeister war, der damals zu den Passagieren gehörte.

Rudolph — denn daß wir diesen vor uns haben, werden meine Leser wohl errathen, — erinnerte sich nun wohl seiner, zeigte aber wenig Lust, das Gespräch mit ihm fortzusezen, denn die Erinnerung an jene Reise im Postwagen erweckte tausend schmerzliche Vorstellungen in ihm.

Desto gesprächiger war aber der Tanzmeister. „Wie ich höre, kommen Sie aus Berlin, ist es wahr, daß der König todt ist?"

Rudolph bejahte.

„So ist der Kronprinz nun auf den Thron gestiegen; nun, da können sich seine Unterthanen Glück wünschen; der treffliche Herr läßt wohl auf eine schöne Zukunft schließen, wird er doch fast angebetet. Der vorige König —" Er hielt inne.

„Auch dieser," sprach Rudolph, „besaß achtungswerthe Eigenschaften, das Wohl seiner Unterthanen lag auch ihm aufrichtig am Herzen, nur seine Begriffe von Gerechtigkeit verleiteten ihn oft zur Härte."

„Ja wahrhaftig!" nahm der Tanzmeister wieder rasch das Wort, „das habe auch ich leider erfahren."

„Wie so? was hat er Euch gethan?" fragte Rudolph.

„Ach, lieber Herr," sagte der Tanzmeister etwas leiser, „davon ist viel zu sagen; Gott vergeb's ihm, er hat meine ganze Laufbahn zerstört, aber es ist Alles zu Etwas gut, ich bin nun Tanzmeister in diesem Städtchen und verdiene auch hier mein Brod; vom Orte allein könnte ich zwar nicht leben, aber in der Gegend habe ich weit und breit meine Schüler. Aber da fällt mir Etwas ein: Sie sind, wie ich vorhin hörte, Arzt, würden Sie mir wohl einen Gefallen thun? es betrifft einen Kranken, der wohl ärztliche Hülfe nöthig hat, sie aber hier nicht bekommen kann, denn der Arzt des Orts ist vor Kurzem gestorben und es ist noch kein anderer gewählt worden."

Rudolph antwortete, er sei bereit, dem Kranken beizustehen.

„Aber, lieber Herr," sagte der Tanzmeister, „der Kranke ist nicht im Orte selbst, er wohnt eine Viertelmeile von hier in einem armen Fischerdörfchen; würden Sie sich da wohl hinbemühen?"

Rudolph versprach es und befahl seinem Diener, sein Pferd vorzuführen.

„Ach Herr!" wendete der Tanzmeister ein, „wenn Sie reiten, kann ich nicht mit Ihnen Schritt halten, und ich muß Sie ja hinführen. Gehen Sie doch den Weg zu Fuß; Gott wird Ihnen lohnen, was sie an den armen Leuten thun, denn von weit her können sie keinen Arzt kommen lassen, dazu sind sie zu arm."

Rudolph fügte sich in den Vorschlag, und in wenigen Minuten waren Beide auf dem Wege nach dem Dörfchen. —

Der Weg zog sich am Rande eines Flusses hinab, dessen Laufe sie folgten. Es war in der Mitte des Septembers, die Sonne schien warm und der Himmel glänzte im reinsten Blau, aber über die Stoppelfelder, sowie durch die sich färbenden Gehölze zog eine kühle Luft, die das Scheiden des Sommers verkündete.

Rudolph ging an der Seite seines geschwäzigen Führers, der ihm nach kurzer Zeit das Fischerdörfchen zeigte, welches in geringer Entfernung von ihnen dicht am Flusse lag.

„Ich muß Ihnen, lieber Herr Doctor," fing der Tanzmeister nun an, „doch auch sagen, wer die Leute sind, zu denen Sie gehen, und wie ich zu deren Bekanntschaft kam, dieß wird, hoffe ich, Ihre Theilnahme für sie noch vermehren. — Als ich mich vor zehn Jahren in Berlin aufhielt, um dort die edle Tanzkunst zu lehren, hörte ich oft und viel von der Strenge des Königs sprechen. Niemand hörte ich sagen, begegnete ihm gern, denn er rede die Leute oft in einem rauhen Tone an, und wenn sie sich erschrocken zeigten, begegne er ihnen bisweilen sehr hart. Eines Tages nun, als ich zu einer Unterrichtsstunde ging, sah ich, beim Umbiegen um eine Ecke, den König mit seinem Gefolge kommen, sie ritten gerade auf mich zu. Ich erschrack heftig und eilte in das nächste offenstehende Haus, um mich dort zu verbergen, bis er vorüber sei. Leider aber war er mir schon zu nahe, er hatte mich bemerkt und sogleich erfolgte der Befehl, mich zu suchen. Ein Bedienter trat in das Haus, wo er mich gleich fand und mich zum Könige führte, der mit seinem ganzen Gefolge still hielt. Ich zitterte wie ein Espenlaub und konnte keine Antwort auf seine Fragen hervorbringen. — Die Canaille hat kein gut Gewissen — rief er und befahl, mich auf sechs Monate nach Spandau in's Zuchthaus zu schicken."

„Daran erkenne ich den König Friedrich Wilhelm," sagte Rudolph mit gepreßter Stimme.

„Ja, es war hart," seufzte der Tanzmeister, „denn ich war mir wahrlich keiner Schuld bewußt. Indeß, was Menschen böse machen, macht Gott wieder gut: ohne diesen Aufenthalt im Zuchthause hätte ich den Engel nicht kennen gelernt, der mein Leben seitdem beherrscht."

Wie ein Blizstrahl zuckten diese Worte durch Rudolphs Seele, er wollte eben den Mund zu einer Frage öffnen, aber sie waren jezt am Eingange des Dorfes und der Tanzmeister wendete sich gegen die Pforte eines kleinen Gartens, öffnete dieselbe und sie betraten einen schmalen Steig, der nach einem mit Stroh gedeckten Häuschen führte.

„Ja, lieber Herr Doctor," nahm der Tanzmeister wieder das Wort, „beim Zurückgehen werde ich Ihnen das Weitere erzählen."

„O," erwiederte Rudolph bewegt, und blieb stehen, indem er Jenen beim Arm faßte, „ehe wir weiter gehen, lassen Sie mich eine Frage thun: sahen Sie vielleicht an jenem unseligen Strafort —"

„Rudolph! Rudolph!" unterbrach ihn eine Stimme, die ihm aus einer mit Wein umränkten Laube entgegentönte, und im selben Augenblick lag Marie an seinem Halse.

„Marie! ja sie ist es!" weiter vermochte er Nichts hervorzubringen.

Sprachlos weinend standen sich Beide gegenüber, während aus dem Hintergrund der Laube eine bleiche Gestalt hervorschwankte. Es war der alte Grüning.

Rudolph brach endlich das Schweigen mit den Worten: „Habt Ihr mir verziehen?"

Marie reichte ihm die Hand. „Ich von Herzen, und der Vater wohl auch."

„Aber Deine Mutter, Marie, sie konnte mir nie verzeihen; sie konnte meinen Anblick nicht ertragen und zwang mich, sie zu verlassen, als ich ihr und dem Vater mein Leben weihen wollte. Ach! sprich, ist sie noch unversöhnlich? Wird sie mich jezt sehen können?"

„Sie ist versöhnt," sagte Marie schmerzlich; „denn sie ist eingegangen in ein Land des Friedens und der Liebe. Auf jenem Kirchhofe dort siehst Du ihr Grab."

„O Gott! und hat sie mir im Sterben noch geflucht?" fragte Rudolph erschüttert.

„Nein, Rudolph," sagte der alte Grüning mit matter Stimme; „sie hat Dir verziehen, so wie ich Dir verzeihe und Marie." —

Sie gingen nun in das ärmliche, aber reinliche Stübchen, welches Marie mit ihrem Vater bewohnte, und es kam endlich zu einem gegenseitigen Erzählen.

Rudolph hatte, seinem Versprechen treu, seinen Pflegeeltern in die Verbannung folgen und sie ernähren wollen, aber Frau Grüning hatte ihm ihr Unglück nicht verzeihen können und ihm täglich versichert, sein Anblick werde ihr Tod seyn; deßhalb hatte auch der alte Vater auf seine Entfernung gedrungen. In dumpfer Verzweiflung hatte Rudolph also die Welt durchirrt und war endlich mit einem kleinen deutschen Fürsten als

dessen Leibarzt auf Reisen gegangen. Aus der Ferne hatte er seinen Pflegeeltern jede ihm mögliche Unterstüzung zukommen lassen, aber endlich verlor er ihre Spur.

An dem Orte, den diese zuerst nach ihrer Verbannung gewählt, hatten sie, der schimpflichen Strafe ihrer Tochter wegen, die dort bekannt geworden war, viele Kränkungen und Demüthigungen ertragen müssen, und daher einen andern Zufluchtsort gesucht. Die tiefste Verborgenheit, das niedrigste Obdach, schienen ihnen den sichersten Schuz gegen den Hohn und die Verachtung der Menschen zu gewähren, und so siedelten sie sich denn in jenem armen Fischerdörfchen an. Der alte Grüning vertrat dort die Stelle des fehlenden Schulmeisters; er unterrichtete die Kinder des Dorfes, wodurch er seinen spärlichen Unterhalt gewann. (Schluß folgt.)

†* Compaß und Senkblei zur glücklichen Reise durch das klippenvolle Meer dieses Lebens.

(Fortsezung.)

31stes Kapitel.

Glück und Ruf.

Beide stehen miteinander in einem Wechselverhältniß. Von unendlichen Folgen ist es, ob der Ruf für oder gegen uns steht. Ein guter Ruf ist eine mächtige Empfehlung, während auf der andern Seite ein schlimmer Ruf den ganzen Mann noch dunkler macht, als er ist. Wenn gesagt wird, daß der Kluge sich einen guten Ruf verschaffen soll, so ist damit nicht gemeint, daß er der Ehrsucht, oder dem Ruhme nachjagen muß. Der Ehrgeizige verliert seine wahre Ehre; und der Ruhmsüchtige opfert seinem Idole alle Güter auf, wie die Geschichte Beispiele genug aufweist. Ehrgeiz und Ruhmsucht sind Geißeln, womit der, welcher diesen beiden Eigenschaften ergeben ist, sich selbst geißelt und alle diese, welche um ihn sind, oder ihm im Wege zu stehen scheinen.

Ehrgeiz und Ruhmsucht bringen kein Glück, weder dem, der sie anbetet, noch denen, welche dem Ehrgeizigen und dem Ruhmsüchtigen nahe sind. Hingegen der gute Ruf kann gediegenes Glück schaffen, in so fern auf diesem Erdenrund ein wahres Glück seyn kann. Kein Mensch ist vom Glück so ganz verlassen, daß er nicht seinen Stern haben sollte, der ihm günstig wäre. Das Schicksal hat sein verwirrtes Spiel. Jeder gebe sich Mühe, sein Spiel zu erkennen, denn der Gewinn und Verlust hängen davon ab. Wie beim sogenannten Tarockspiel der Spieler wissen muß, welche Karten wegzuwerfen, und welche zu behalten sind, — so muß man im Spiele dieses Lebens wissen, was in Hintergrund, was in Vordergrund treten, was gethan und vermieden werden soll, welche Bewegungen zu geschehen haben, wie sichs zu benehmen ist im Dienst im öffentlichen Leben, wie in Privatkreisen. Jeder muß seinem Glück durch Aufmerksamkeit auf alle obwaltenden Verhältnisse und durch Bemühung aufhelfen. Glück hält sich gern zu Glück; Unglück hält sich gerne zu Unglück; deßhalb werden Unglückliche so oft geflohen. Die mit erblichen Krankheiten behaftet sind, werden geflohen, aus Furcht vor Ansteckung; die Unglücklichen werden geflohen aus Rücksichten, aus Furcht, auch ins Unglück zu kommen, auch in Ungnade zu fallen.

Wer bei Großen und Hohen in Gnaden steht, dem laufen die Freundschaften ins Haus zu allen Thüren hinein. Ist aber der Barometer der Menschengunst gefallen, so sinken und schwinden die auch, welche sich an den Sonnenstrahlen unseres Credits gewärmt haben. So ist die Welt und nicht anders. Wecke das Unglück nicht auf, wenn es schläft. Und wie oft wird es aufgeweckt durch ein Wort, durch ein Lächeln, durch einen Brief, durch eine Minute, wo keine Ueberlegung waltet, durch einen Besuch, durch Rath an eine elende Person, durch voreilige Bekanntschaft, durch unreife Freundschaften, durch unreife Urtheile, durch unreife Beschlüsse und Entschließungen und weiß der Himmel durch wie viele Thüren das Unglück hereinbricht, wenn man nur eine böse Hand hereinläßt, denn gewöhnlich steht noch mehr im Hintergrund. Wie selten eine Krankheit allein ist, so ist auch selten ein Uebel allein. Wenn man einmal schlüpft und ausgleitet, kann man nicht wissen, wie gefährlich der Fall seyn wird. Die Uebel, die uns der Himmel sendet, verlangen Geduld, durch die wir Herr werden über die Leiden; die Uebel aber, welche von der Erde kommen durch böse oder dumme Menschen, verlangen Klugheit, welche überlegt über Ursachen, Veranlassungen, Folgen, Möglichkeiten, Zweck, Mittel, Behandlungsweisen u. s. w.

Wie verschieden sind freilich die Begriffe und Ansichten über das Wort „Glück." Indessen mögen die Meinungen noch so verschieden seyn, so bleibt doch gewiß, daß Ruhe, Sicherheit, Freiheit, ein ehrliches Auskommen, ohne Glanz und Reichthum, gewiß zum Lebensglück gehören. Es bedenke daher jeder junge Mann die große Wahrheit, von wie vielen Fäden unser Wohl und Weh abhängt, wie jede That, einmal in den Strom des Lebens geworfen, ins Unendliche ihre Folgen ausdehnt. Es betrachte der junge Mann die Geständnisse betagter Männer, welche oft öffentlich gestanden, wie Manches sie gethan hätten, was das Leben verbitterte, wie Manches sie unterlassen, was zur Würze und Dauer des Glückes hätte beitragen können. Es ist gewiß auch eine Klugheit, sich belehren und klug machen zu lassen durch fremde Beispiele, wodurch wir uns ein oft saures Lehrgeld ersparen und Erfahrungen sammeln, ohne sie selbst zu bezahlen. O! Pfleget das Glück ihr jungen Brüder, pfleget es, wie die Gesundheit, bei der man steht, was ihr schädlich und nüzlich ist. Wir sollen das Glück genießen, wenn es uns begünstigt, Geduld haben, wenn es uns verläßt, und nur in dem dringendsten Falle unsere Zuflucht nehmen zu gewaltsamen, außerordentlichen Mitteln. Niemals spreche ich jener Klugheit das Wort, welche sich Glück schafft aus den Trümmern eines Glückes der Mitmenschen. Aber das ist ausgemacht, daß es Augenblicke giebt, wo wir uns nüzen können, ohne Andern zu schaden, in Augenblicken, die groß sind, in ihrer Bedeutung, und vielleicht im ganzen Leben nicht wieder kommen. Unter solche Augenblicke kann man solche Gelegenheiten zählen, wo es uns vergönnt ist, mit einer einflußreichen Person zu reden, über das, was uns Noth thut. Und in diesem Sinne hat auch der deutsche Vater „Schiller" gesagt: „Der Augenblick ist ein Gott." Erwirb dir persönliche Verdienste, reine Grundsäze, Gewandtheit im Umgang, reine Sitten, dann werden Glück und Ruf mit dir einen Bund schließen, der um so fester steht, je dauerhafter der Boden ist, auf dem er ruht. Jedoch muß nicht vergessen werden, daß man das oft am wenigsten erhält, was man am emsigsten sucht. Um aus vielen Beispielen nur Eines anzuführen, betrachte man nur eine Wahl, wo gerade diejenigen, die zu einer Stelle gewählt zu werden eifrig wünschen und zu diesem Behufe alle Segel aufspannen, gar nicht gewählt werden, weil sie gewählt werden wollten. Die irdischen Dinge verfolgen ihre Günstlinge, wie ein Schatten, und fliehen, wenn man sie mit Gewalt erhaschen will. Oft heißt es im Stillen: „Er soll es durchaus nicht haben, weil er glaubt, er müsse es haben." So sagte einst ein deutscher König, als man ihn fragte, ob er einen Gewißen, welcher eine Professur suchte, annehme: „Die sind sehr „entbehrlich, welche sich selbst für unentbehrlich halten."

Das Glück hat Launen und ist daher sehr unbeständig, worauf der Kluge immer sein Augenmerk richtet. Der Ruf hingegen ist dauerhafter als das Glück. Das Glück beschränkt sich auf dieses Leben und dauert bis zum Grab, wenn es hoch kömmt; dagegen der Ruf dauert auch nach dem Tode fort. Das Glück widersteht dem Neid, der Ruf der Vergessenheit. Den Ruf erlangt man durch Anstrengung; er ist im Gefolge großen Lobes oder großen Tadels. (Fortsezung folgt.)

Pech regiert die Welt!

Lange Zeit hat das Geld regiert. Dieser Regent hat aber die Schwindsucht bekommen und ist so „zusammengegangen", daß er sich in der lezten Zeit seiner Herrschaft nicht viel öffent-

lich zeigen konnte. Wenn das Geld die Regierung ist, so gibt es sehr viel regierungsfreundliche Menschen; desto mehr schmähen aber diejenigen, die mit der Regierung gar nie in einen Verkehr kommen. Das Geld ist eine sehr empfindliche Regierung, die nicht, wie mancher Minister, um jeden Preis am Ruder bleiben will, sondern sich bei der ersten Regung des Mißtrauens sogleich zurückzieht.

Dieß ist jezt geschehen; ja das Geld hat sich nicht nur von der Regierung zurückgezogen, es ist aus dem Staatsdienst gänzlich ausgetreten, und lebt verborgen theils in der Stadt, theils auf dem Lande.

Deßwegen ist aber die Welt noch nicht ohne Regierung. Alle Nationen jammern: das Geld ist uns ausgegangen, aber nirgends hört man rufen: die Regierung droht uns auszugehen! Eine andere Herrschaft ist an die Stelle getreten, und das Sprüchwort: es kommt nichts besseres nach, das man bei Ministerwechseln ganz besonders beherzigen sollte, hat sich auch hier wieder bewährt.

Jezt regiert Pech die Welt.

Pech ist eine Regierung, die sich lange hält, und die man nicht gerne angreift. Unsere Zeit ist wie die Arche Noha, mehr Vieh als Menschen, und Pech nach Innen und Aussen! Was haben die Franzosen mit ihrer Ausstellung? Pech! Und mit Sebastopol? Pech! Wer heut zu Tage was unternimmt, bleibt hängen. Sogar der Vesuv rumort und wirft Asche, Schwefel und — Pech! In Augsburg läßt man einen intelligenten Professor durchfallen, und wählt dafür einen Schuster! Pech!

Wenn man einem Baum einen Stich gibt, oder einen Hieb versezt oder ihn sonst verlezt, so weint er dicke Thränen und aus diesen bereitet man nachher das Pech. Beim Menschen aber kommt zuerst das Pech und nachher die Thränen. Hiebei ist zu bemerken, daß Hymens Brautfackel auch häufig eine Pechfackel ist.

Die Franzosen wünschten gerne einen Aufstand der Polen. Wenn man aber so im Pech sizt wie die Polen, ist es rein unmöglich aufzustehen. Die Erweckung der Nationalitäten bleibt überhaupt eine kizliche Sache, denn ein Aufgeweckter ist gewöhnlich sehr mürrisch und am gröbsten mit demjenigen, der ihn gerüttelt hat. Man wird es daher vorziehen, in der Krim weiter zu nagen. „Nur eine Landzunge, sagte Pelissier, trennt uns noch vom faulen Meere." Die Zunge scheint wirklich das einzige, was die Alliirten vom faulen Meere unterscheidet. Minenkrieg — Schlachten in den Einschnitten der Erde! Die Geschichte preist den Philosophen, der „aus Christen Menschen wirbt" — was wird sie aber sagen zu dem Nichtphilosophen, der aus Menschen Maulwürfe macht?

Die Krim ist das bodenlose Danaidenfaß, in welches der Westen seine beste Menschenfülle gießt; Sebastopol ist der Apfel, der jenem schmachtenden Tantalus, Beherrscher Phrygiens, wo die Jakobinermüzen erfunden wurden, immer vor gierigen Lippen schwebt. Deutschland aber hat das Vergnügen, nach Sisyphusart die Friedensverhandlungen bis zu einem gewissen Punkt hinaufzuwälzen, von wo sie die anderen als Steine des Anstoßes wieder hinabkollern lassen.

Zu wem soll Deutschland halten, wem soll es den Sieg wünschen?

Die neueste Depesche aus Wien sagt: „Die Lage ist gespannt". Morgen kommt eine andere mit der Meldung: „Die Spannung ist gelegt."

Ein altes Sprüchwort sagt: „Gehe mit dem Glücklichen". In dieser großen Verwicklung ist aber niemand glücklich, sondern alles hat Pech! Mit wem sollen wir jezt gehen? (Punsch.)

Miscellen.

× Die Claque-Hüte mit Stahlfedern, die sich im Nu zusammen ziehen wie ein Däumling, sind in Turin im Nu ausser Mode gekommen. Daran ist der Graf Robiano schuld, ein belgischer Edelmann. Er wollte nach Frankreich reisen, weigerte sich mit dem gewöhnlichen Eilwagen zu fahren und miethete sich einen eigenen Wagen. Nachdem seine Reisekoffer aufgepackt waren, rüttelte der Graf den Wagen, um sich zu überzeugen, ob alles festgebunden sei. Da fiel ihm ein Reisekoffer auf den Kopf und da der Graf einen Hut à la claque mit einer Stahlfeder trug, so drang die Spize der Feder in sein Gehirn. Jede Hülfe war fruchtlos, in einer Stunde war er todt.

× Man hat berechnet, daß auf den Meeren ungefähr 136,000 Schiffe schwimmen, die China's und des Orient's ungerechnet. Drei Viertheile gehören dem civilisirten Westen und den Vereinigten Staaten an. An Bord dieser Fahrzeuge befinden sich über 800,000 Matrosen. Mit dem Orient und China kann man 1 Million Männer rechnen, die auf dem Wasser leben.

In Gortschakoffs Stammbuch (1854).

Geh' du nur wieder hin, wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul an einen andern Ast.

Symbol:

Keilen, nicht gekeilt zu werden,
Ist das schönste Loos auf Erden!

Erinnern Sie sich bei Durchlesung dieser Zeilen gefälligst an Ihren

Omer Pascha.

Gespräche.

Gundelfinger. Sag mal, Schindelmeyer, worum hat denn eegentlich Canrobert 's Oberkommando ufjejeben! Blos wegen de Krankheet?

Schindelmeyer. Nee, des is so; wie er nach de Krim jing, fragt'en der Kaiser: Kann Robert? un da sagt er: Oui Majestät! — Weil er nun aber nich jekonnt hat, da mußte er sich selber in Seat legen.

Gundelfinger. Also so ist es! Aber krank soll er werklich sinn.

Schindelmeyer. Ja des is voch seine eegne Schuld, worum hat er nich bei Zeiten was eingenommen!

Raritäten-Kästlein.

⊙ Fünfhundert Häuser sind in Sebastopol von Grund aus zerstört, was aber hauptsächlich bedauert wird, ist das schöne Theatergebäude. Mit der Zertrümmerung des Theaters, haben die Franzosen wohl nur andeuten wollen, daß es mit dem Comödienspiel in Sebastopol nun zu Ende ist, und sollte auch wohl Oestreich aus den Coulissen herausgetrieben werden.

⊙ In Sebastopol soll, troz der furchtbarsten Zerstörung, die vollkommenste Ruhe herrschen. Bei uns ist's ganz eben so. Todtenkopf, Kirchhofsbewohner.

⊙ Die Werbungen für die Fremdenlegion an der schweizer Grenze sollen den besten Fortgang haben. Die meisten sich zum Dienste Meldenden sollen deutsche Ausreißer seyn. — Die Leute verstehen also ihr Handwerk, und brauchen nicht erst einexercirt zu werden, zum — Ausreißen.

⊙ Dem Antrage Preußens wegen Aufhebung der Spielbanken widersezen sich die kleineren Regierungen. Natürlich, die kleinen Regierungen machen gute Mienen zum bösen Spiel, weil ihnen das böse Spiel so gute Silberminen liefert.

Charade.

So lang dein Ohr du gern zur Zweiten kehrest,
Fällt dir die Erste selten ein;
Denn diese wird dein Leztes seyn,
Wo du das Ganze nicht mehr hörest.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.